



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weitbrecht, Richard: Adolf Schmitthenner : eine Erinnerung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

waren hell und lustig, mit einfarbigen Wänden, von ein paar guten Bildern geschmückt; keine vertrackten Möbelphantome, nichts verhangen, verschleiert, verkrant, nichts, was bloß des Putzes wegen dagewesen wäre. Bis auf das Essen erstreckte sich die Selbstverständlichkeit des Einfachen und Gesunden. Im Wohnzimmer hängt eine Kopie der Sistineischen Madonna. Es ist das Palladium des Hauses. Bis zu seinem Tode hat der Knabe diese himmelreinen Augen gefühlt. Und darunter brennt die Lampe. Und die Mutter liest vor. Und der Vater modelliert kleine Götter- und Heldengestalten. Und die Kinder sitzen alle herum mit seligen großen Augen, und ein Freund des Hauses pappt ihnen eine Ritterrüstung aus Silberpapier. Hier ist Hausstimmung. Und hier sind Menschen. Keine blassen Schemen, sondern Charaktere voll Saft und Kraft und blühender Lebensfarbe, menschliche Menschen. Und die tun uns not. Und die werden uns erstehn, wenn wir uns wieder daran gewöhnen, in der Schule zwar einen wichtigen Teil des Lebens, aber nicht das Leben selbst zu sehen, wenn wir verlernen, die Erwachsenen und die Kinder nach der Rangordnung zu schätzen, wenn wir die Andacht des Lebens wiederfinden, wenn wir das Haus wieder zu einem Heiligtum machen und die Kindheit zu einem Paradies. Die Eltern, die wieder erziehen wollen, brauchen nicht gelehrt zu sein; aber einen unbefangnen Sinn und offene Augen und ein allezeit heitres Herz — das müssen sie haben. Von der Erinnerung einer köstlichen Jugendzeit geht es wie Sonnenstrahlen durch das ganze Leben hin. Über eine Seele, die von dieser Wärme erfüllt ist, wird keine Weltverdrossenheit jemals volle Gewalt gewinnen. Aber wer sie entbehren muß, der wandert im engen Tal und findet nie die freie Höhe, von der der Geist die Welt ringsum meistert.



Adolf Schmitthenner

Geboren in Neckarbischofsheim 24. Mai 1854, gestorben in Heidelberg 22. Januar 1907

Eine Erinnerung von Richard Weitbrecht in Wimpfen



Es war um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da kehrte ich wieder einmal nach längerer Pause in dem gastlichen Stadtpfarrhause in Heidelberg ein. In welchem der vier, die Adolf Schmitthenner während seines Heidelberger Aufenthalts seit 1893 bewohnt hat, weiß ich nicht mehr: sie waren recht verschieden, aber die durch nichts zerstörbare Liebenswürdigkeit dieses liebenswertesten unter allen Menschen, die ich kennen lernte, war in allen die gleiche; nicht minder seine Anspruchslosigkeit in den Dingen des äußern Lebens und die unendliche Herzensgüte, die ihn ja auch, da er sich

keiner Pflicht und keinem Wunsche entzog, den er irgendwie erfüllen konnte, das Leben gekostet hat. Mich hat immer gewundert, woher er die Zeit nahm, um seine Erzählungen zu schreiben, da man stets den Eindruck in seinem Hause hatte, seine Zeit sei so voll besetzt, daß es bei ihm auf eine Minutenrechnung ankomme, damit die Erfüllung einer Pflicht sich wenigstens an die andre reihen könne. Von Erholungspausen gar nicht zu reden. Daß er bei all der Überhäufung mit Amts- und freiwillig übernommenen Geschäften doch schriftstellerisch tätig sein konnte, lag an zwei Dingen: einmal trug er seine Stoffe so lange in sich, bis sie volles Leben und klare Gestaltung auch in der äußern Linienführung gewonnen hatten, und ging dann erst ans Schreiben. Wenn er aber zu schreiben anfang, dann machte ihm die Form nicht die allergeringste Schwierigkeit. In tadellosem Stil schrieb er Seite um Seite, meist ohne die allergeringste Korrektur, und die feinsten Stellen seiner Erzählungen, namentlich Naturschilderungen von einer ganz unglaublichen Deutlichkeit und Sicherheit, sind weder nach dem Notizbuch gefertigt — ich glaube, er besaß gar keins — noch in mühsamer Feile erst vollkommen gemacht worden, sondern hingeschrieben mit der innern Sicherheit eines dichterisch hellsehenden Auges und mit der absolut sichern Hand des gebornen Schriftstellers, der für jede Stimmung des Herzens und der Natur den vollkommen deckenden Ausdruck fand. Überhaupt war bei Schmitthenner der Dichter und Schriftsteller in seltner Weise eins; nie hat der Dichter dem Schriftsteller Zugeständnisse gemacht, aber auch nicht der Schriftsteller dem Dichter. Senes darf nicht sein, will sich der Dichter behaupten; dieses nicht, weil sonst der Dichter leicht in das Uferlose der Phantasie oder gar der Phantastik gerät, eine Gefahr, die gerade bei Schmitthenners reichem Innenleben und bei seiner Neigung zum Romantischen nahe lag. Ich glaube auch nicht, daß Schmitthenners Erzählungen technisch besser geworden wären, wenn er vorher sorgfältige Skizzen gemacht oder sie nachher umgearbeitet hätte. Der einzigen Novelle, bei der dieses der Fall war, seiner größten und einer der bedeutendsten, „Michel Angelo“, ist die wiederholte Umarbeitung künstlerisch betrachtet nicht zugute gekommen. Der andre Grund, warum Schmitthenner neben seiner Überlastung im Amte, das ja nicht bloß Predigt und Seelsorge in sich schloß, sondern auch die Tätigkeit am theologischen Seminar der Hochschule, doch seine Erzählungen schreiben konnte, lag darin, daß er jede freie halbe Stunde an einer angefangnen Erzählung weiter zu schreiben imstande war: so fest stand innerlich alles fertig vor seinem geistigen Auge. In seinem Amte als Pfarrer kam ihm neben der Leichtigkeit der Formgebung auch für seine Predigten, die er wörtlich schrieb, sein ausgezeichnetes Gedächtnis zu Hilfe, das ihm ermöglichte, in ganz unglaublich kurzer Zeit eine geschriebne Predigt wörtlich auswendig zu lernen. Dabei waren seine Predigten Kunstwerke, einzelne geradezu Dichtungen, allegorische Märchen, Novellen, dichterisches Nachschaffen biblischer Situationen voll wunderbarer Anschaulichkeit. Andre Predigten

dagegen waren ganz schlicht und einfach, gemütvoll und zu Herzen gehend. Inhaltlich hielten alle die Mitte zwischen moderner Theologie und mehr konservativer Auffassung, wie denn Schmitthenner auch wie dazu geschaffen war, die theologische Vermittlung des Alten und des Neuen in den Kreisen seiner Amtsbrüder zu übernehmen. Von jener ersten Art der Predigten geben die sieben Predigten Zeugnis, die in der „Modernen Predigtbibliothek“ unter dem Titel: „Herr, du bist“ von ihm erschienen sind (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1906). Schmitthenner war selbst eine tief religiöse Natur; und zwar war ihm die Religion nicht bloß ein Gegenstand seines Empfindungslebens, sondern die religiösen Probleme beschäftigten ihn unausgesetzt. Merkwürdig ist deshalb, daß das eigentlich Religiöse in seinen Erzählungen fast ganz fehlt, auch da, wo es sich fast mit einer gewissen Notwendigkeit herzu-drängt. Am meisten findet sich das Religiöse noch in seiner „Psyche“, wo es aber doch nur äußerlich religiöse Konflikte sind, später so gut wie nicht mehr, obgleich auch Pfarrer verschiedentlich vorkommen. Wie tief er aber in die religiösen Probleme eingedrungen war, das zeigt sein Vortrag über „Schillers Stellung zur Religion“ (Berlin, C. A. Schwetschke, 1905), mit das beste und tiefste, was meines Erachtens über Schillers dichterische Persönlichkeit und über sein Verhältnis zur Religion im Schillerjahre gesagt worden ist. Man kann angesichts dieses Vortrags nur bedauern, daß Schmitthenner zu solchen Arbeiten so wenig Zeit fand; denn außer einem Aufsatz über Dante und Bhsen und im letzten Jahre noch über Frenssens „Hilligenlei“ hat er nichts dieser Art geschrieben.

Diese Kritik Hilligenleis (in Websthys „Protestantischen Monatsheften“, 5. Heft 1906) ist dadurch bemerkenswert, daß Schmitthenner als Dichter mit dem Dichter rechtet und den unerquicklichen Eindruck, den auch ihm Hilligenlei gemacht hat, auf den einen Grundfehler einer falschen Ästhetik zurückführt. Schmitthenner erkennt zwar vollkommen an, was an den Gestalten Frenssens anzuerkennen ist; er meint, sie seien „von solcher Kraft und Lebendigkeit, daß wir ihren Odem spüren, und jetzt küssen, jetzt ohrfeigen möchten“. Aber er bekennt sich zu dem ethisch-ästhetischen Maßstab, den man aus unsern Klassikern gewinnt, und wünscht Frenssen, daß er weniger von Ellen Key und Johannes Müller und viel, viel mehr von Goethe gelernt hätte. Dann hätte er wenigstens die eine Regel begriffen, „daß die Form von ungeheurer Bedeutung für das Kunstwerk ist, ja daß die Form alles ist, weil sie allein den Stoff zum Kunstwerk adelt“. Und nun macht Schmitthenner aus den Erfahrungen seiner eignen Dichterseele und dichterischen Gestaltung heraus folgende feine und durchaus zutreffende Bemerkungen:

„Frenssen trägt Dinge vor, die ihm sehr wichtig erscheinen, und von denen er uns überzeugen möchte. Das ist verdienstlich, und er hat ein Recht dazu wie jeder andre. Aber wenn er es als Dichter tut, begeht er eine Sünde. Nur allein vermittelt der Form redet der Dichter mit andern, durch den Stoff

redet er nur mit sich selbst. Er besitzt in ihm seine Welt, die ihm allein gehört und niemanden anders etwas angeht. Weil er nun aber Künstler ist, macht es ihm Lust, aus diesem Stoff ein Kunstwerk zu schaffen. Er gibt ihm die Form des Schönen. Nicht willkürlich macht er diese Form; er erlauscht sie aus der Natur des Stoffes, läßt sie behutsam werden und achtet ehrfürchtig ihre inwendigen Gesetze. An die andern Menschen, an das Publikum, an den Markt, an die Gemeinde der Gebildeten, an »mein deutsches Volk« denkt er dabei mit keinem Gedanken, sondern es quält ihn nur die einzige Sorge, daß ihm die Form zur höchsten Schönheit gelinge. Hat er dies erreicht, so fällt ihm die Verbreitung seiner Ideen und die Einwirkung auf Herz und Gewissen von selbst zu. Denn die Sprache der Schönheit wird von jedem mit Lust gehört, von jedem verstanden. Was die Schönheit sagt, wird von jedem ohne Widerstreben geglaubt, die Schönheit überzeugt die Sinne und die Seele. Nicht die Lehren haben die Welt bekehrt, sondern nur allein die großen Persönlichkeiten und die großen Kunstwerke.“

Weil das Frenssen vergessen habe, seien wir genötigt, neben dem bedeutenden Dichter Frenssen einen höchst unbedeutenden, ja schülerhaften Sozialethiker, Popularphilosophen, Theologen, Christen Frenssen anzuschauen. Und auch die ethischen Anstöße entspringen nach Schmitthenner demselben Grundfehler: statt lediglich durch die Mittel der Schönheit zu wirken, „will er den Lesern die Prüderie abgewöhnen, er will die alten Jungfern antrumpfen. Durch solche Absichtlichkeit entgleitet die Sinnlichkeit dem Banne der Schönheit. Wo die Schönheit sitzt, da sitzt auch die Scham, dagegen wird die Pädagogik leicht schamlos.“

Merkwürdig übrigens, wie seine Charakterisierung Schillers auf sein eignes Schaffen zutrifft, womit ich selbstverständlich Schmitthenner nicht an Schiller heranrücke und auch jedem Versuch, Vergleichungspunkte für beide zu finden, so nahe er am Ende läge, widerstehe. Aber es galt auch von ihm, mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, daß, was Schmitthenner dem Genie zuschreibt, sich beim Talent etwas minder gestaltet, was er von Schiller sagt: was er war, war er aus seiner Natur heraus. Aber nicht durch Wachstum ist er es geworden, sondern durch Auferbauen seiner selbst. Vieles verdankt er der Welt und dem Leben. Aber alles, was ihm Geschichte und Vaterland gegeben haben, hat er in dem Maße schillerisch gemacht, daß es wie Renten-ertrag eines persönlichen Vermögens aussieht. Was er nicht schillerisch machen konnte, fiel schließlich an ihm hinunter. Was er mit Willen festhielt, das haben seine Seelenkräfte umgewandelt, dergestalt, daß daraus Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geworden ist.

Und auch das dreifache gilt von Schmitthenner, was er bei Schiller gefunden hat, daß er einige Gegenstände mit unglaublicher Willenskraft in den Bereich seiner künstlerischen Wirksamkeit hereingezogen hat, daß er sich mit andern Dingen eine Weile beschäftigte, aber sie vorläufig liegen ließ, und daß

er eine dritte Gattung von Gegenständen als ihm völlig fremdartig niemals auch nur angerührt hat.

Schmitthenner hat sich nie einen Stoff aufreden oder aufdrängen lassen, der ihm nicht lag; was er nicht schmitthennerisch machen konnte, machte er gar nicht, und nie hat er dem Geschmack des Publikums oder dem Wunsche eines Redakteurs irgendein Zugeständnis gemacht.

Von all diesen Sachen, von Amt und Haus, von Weib und Kind und natürlich insbesondere auch vom Schriftstellern redeten wir bei jenem Besuche. Adolf Schmitthenner hatte durch die in Belhagen und Klafings Monatsheften erschienene außerordentlich feine und von zarter Seelentunde erfüllte Erzählung „Psyche“, die übrigens schon die realistische Meisterschaft des Verfassers zeigte (1891 in demselben Verlage als Buch erschienen, zweite Auflage 1892), rasch als Erzähler einen Namen bekommen, und während er mit seiner ersten Erzählung „Der Handwerksbursche“ (jetzt in der Sammlung Novellen, Leipzig, F. W. Grunow, 1896) die Erfahrung der meisten noch unbekanntem Schriftsteller gemacht hatte, daß sein Manuskript wandern mußte, fand er nach „Psyche“ für seine novellistischen Skizzen und Novellen in den verschiedensten Blättern dankbare und willige Abnehmer. Jetzt hatte er eine Novelle „Ein Michel Angelo“ vollendet, die ihm die bisherigen weit zu übertreffen schien; aber die ihm seither offenen Zeitungen lehnten ab, sodaß er recht mißmutig war, und obwohl er den Gedanken erwog, seine bisher gedruckten Erzählungen gesammelt herauszugeben, doch nicht recht daran wollte. Er war überhaupt für die Dinge des äußern Lebens nicht organisiert, keiner von den praktischen Menschen; und alles das, was ein Dichter und Schriftsteller nun einmal kennen und wissen muß, um durch die Welt zu kommen, um bekannt zu werden und zu bleiben, war ihm vollständig fremd. Merkwürdig ist auch, wie er bei dem scharfen Blick für die realistischen Bilder des Lebens, bei seinem ungemein feinen Auge für die geheimsten Vorgänge im Naturleben und seiner ausgezeichneten Beobachtung der intimsten Regungen der Menschenseele doch in gewissen Dingen sein Leben lang ein weltunerfahrenes Kind geblieben ist. So gestand er mir einmal, als ich in meinem Blatte seine von allerlei Humoren sprühende Erzählung „Die Vereinsgeige“ abdruckte (jetzt als „Unser Cello“ in den Neuen Novellen, Leipzig, F. W. Grunow, 1901), in der ein Violoncellokasten eine Rolle spielt, daß er überhaupt in seinem Leben noch keinen Violoncellokasten gesehen habe und mit Wissen auch kein Cello selbst. Es galt von ihm wieder bis zu einem gewissen Grade, was er von Schiller sagt: „Es ist die Eigentümlichkeit des Genius, daß er, die Erfahrung weit überholend, seherisch das Leben kennt, ohne es zu kennen.“

So wollte ich ihm denn gern mit meiner größern Erfahrung zur Seite stehen und erbat mir das Manuskript des „Michel Angelo“ mit dem Versprechen, falls die Erzählung nach meiner Meinung gut sei, sie irgendwo unterzubringen, ohne daß er einen Finger zu regen brauche. Dankbar nahm er mein Anerbieten

an, und schon auf der Heimfahrt las ich das Manuskript und wurde von ihm aufs äußerste gefesselt. Es war allerdings nicht die jetzige Erzählung, nur halb so groß; der ganze zweite Teil, die Entwicklung zum Künstler, fehlte, und der Schluß war tragisch. Mit der Art dieses tragischen Schlußes war ich zwar nicht einverstanden, und wir verhandelten mehrfach über einen andern Schluß. Schmitthener war aber in der Regel seiner Sache so sicher, daß ihm eigentlich nicht leicht eine Änderung zu raten war. Inzwischen hatte ich das Manuskript an F. W. Grunow nach Leipzig gesandt mit einem entsprechenden Begleitbrief, und mein Vertrauen hatte mich nicht getäuscht. Nachdem Grunow das erste Duzend Seiten dieser Erzählung eines ihm bis dahin ganz unbekanntem Schriftstellers gelesen hatte, war er für die Erzählung und den Verfasser so erwärmt, daß er sogleich in Verhandlung mit ihm selbst trat. Ob es mit Grunows Beurteilung zusammenhing, daß aus der kurzen tragischen, in Stimmung und Linienführung außerordentlich einheitlichen Novelle eine mehr als doppelt so große Entwicklungsgeschichte eines Steinmeßers zum Künstler geworden ist, weiß ich nicht. Schmitthener mag es gereizt haben, etwas von seinem eignen Entwicklungsgang zum Künstler hineinzuarbeiten oder vielmehr anzufügen; denn im ersten ursprünglichen Teil der Novelle wird man kaum Spuren seines eignen Lebens finden, und so ist aus einer Novelle ein Roman geworden, und Schmitthener ist einmal bekannte Pfade gewandelt. Daß er auch hierbei durchaus originell blieb, versteht sich bei ihm von selbst; doch fesselt der zweite Teil nicht in dem Maße wie der erste, auch fehlt ihm die Eindringlichkeit und Einheitlichkeit der Stimmung, sonst Schmittheners ganz besondere Begabung, in der ihm wenig Schriftsteller der Gegenwart gleich kommen. Ein geradezu klassisches Beispiel ist die kleine Erzählung „Friede auf Erden“ (in den „Novellen“, neuerdings auch neben der ausgezeichneten Volks Erzählung „Der Ad'm“ in die Wiesbadener Volksbücher aufgenommen). Wie die Friedensbotschaft vom Westfälischen Frieden verspätet, erst um Weihnachten 1648, in ein Dörflein gelangt, wie allmählich die fast unglaubliche Botschaft Glauben findet, und wie sich der ganze dreißigjährige Sammer in den Geschehnissen eines Tages widerspiegelt, das ist meisterhaft wiedergegeben. Überhaupt zeigt Schmitthener ganz hervorragendes Talent für die geschichtliche Erzählung, und ich stehe gar nicht an, ihn darin hart neben Conrad Ferdinand Meyer zu stellen, obwohl die warmblütige und bewegte, auch humoristische Art der Darstellung Schmittheners eine ganz andre ist als die ernst objektive Kühle des großen Schweizers. Schmitthener hat verschiedene geschichtliche Erzählungen geschrieben, von denen sich drei in dem Bande „Neue Novellen“ (Leipzig, F. W. Grunow, 1901) finden, wovon die bedeutendste „Der Wildfang“, die in sich geschlossenste „Tilly in Nöten“ ist. Wie in dieser letzten mit kurzen Strichen der Geist der Armada Tillys gezeichnet und wie das ganze Zeit- und Augenblickskolorit ohne jede lange Ausmalerei wiedergegeben wird, das ist ganz wunderbar und hat ein Seitenstück nur an C. F. Meyers Geschichte aus derselben Zeit „Gustav

Adolfs Page“; nur daß über Schmitthenners sehr ernsthafter Geschichte ein köstlicher Hauch guter Laune liegt, eben der, in der sich Tilly selbst nach der Einnahme Heidelbergs befindet. Es war gewiß nicht leicht, Tilly gerade von dieser Seite zu zeigen, der ja als ein Schreckgespenst des Dreißigjährigen Krieges noch heute durch die Erzählliteratur läuft; und dabei ist es doch kein falsches Bild, und der ganze Tilly kommt in kleinen Zügen zum Vorschein. Von den Studien, die solchen geschichtlichen Erzählungen vorausgegangen sein müssen, ist in den Erzählungen selbst nicht das geringste zu spüren; der Stoff ist dem Dichter vollkommen zu eigen geworden, und er erzählt, wie wenn er selbst dabei gewesen wäre. Und er erzählt so, daß in der ganzen Erzählung kein Satz ist, der überflüssig wäre, den man mit Fug streichen könnte. Man sehe sich die Schmitthennerschen Erzählungen überhaupt einmal darauf an und vergleiche ihn mit hundert andern zeitgenössischen Schriftstellern, auch mit einem Duzend berühmten!

Ich rechne ihn zu den besten Prosaisten unsrer Zeit und zu den ganz wenigen zeitgenössischen Schriftstellern, die die Kunst des Erzählens im engeren Sinne verstehen. Schildern, beschreiben, Seelenzustände zerfasern, tief sinnige Reflexionen machen und geistreiche Dialoge führen, ist etwas ganz andres als erzählen, das heißt die Seelenzustände nur aus Handlungen, Situationen und Rede und Gegenrede der Helden erkennen zu lassen. So findet sich denn auch bei Schmitthenner kaum eine Reflexion; überhaupt ist seine Erzählungsart bei allem Tiefsinn naiv. Aber es ist nicht die manierierte Naivität Gustav Frenssens, wie denn auch Schmitthenners Stil bei aller Originalität viel klarer und kraftvoller ist als der Frenssens. Und eine ganze Reihe von Schmitthenners Szenen sind den besten Frenssens, auf denen sein Ruhm beruht, vollkommen ebenbürtig und haften zudem ganz anders in Herz und Kopf als diese — aber das launische Schicksal warf dem holsteinischen Pfarrer Geld und Ruhm in Fülle in den Schoß, den badischen Pfarrer ließ es an beiden darben. Holstein und Umgegend ist ja in der Roman- schreibung Mode geworden; dagegen kommen wir armen Süddeutschen mit unserm Neckar, seinen Bergen und Nebenhügeln und seinen äußerst charakteristischen Menschen nicht auf. Nur der holsteinische Bauer gilt, und wenn er noch so unglaublich ist; der schwäbisch-badische mag sehen, wo er bleibt. So hats denn auch Schmitthenners Ruhm in der Welt nicht gefördert, daß seine Geschichten alle um den Neckar herum spielen, aber ihrer Echtheit und Bodenständigkeit ist es zugute gekommen. Schmitthenner entfernt sich auch nie allzuweit von seinem geliebten Heidelberg, nur zweimal in die badische Residenz, sonst etwa noch bis zu den Ausläufern des Schwarzwaldes und am liebsten in die Gegend seiner Heimat, in das badische Städtchen Neckarbischofsheim im Kraichgau, wo er seine Jugend zugebracht hat und später acht Jahre als Stadtpfarrer tätig war. Vielleicht stammt daher seine Vorliebe für die Verhältnisse der Kleinstadt, aber auch sein Blick dafür, wie sich das Leben in ihr gestaltet. Er kennt die Schwächen dieses Kleinstadtlebens bis ins einzelne, ohne es nun etwa

durch Spott oder Karikatur bloßzustellen. Er tut es nicht, weil er viel zu viel Liebe hat für das Kleine des Menschenlebens, für das Einfache des Dorfes und der Kleinstadt und viel zu viel Sinn für das Humoristische daran. Seine Erzählungen, insbesondere „Michel Angelo“ und der Roman „Leonie“, enthalten eine Fülle der köstlichsten Szenen aus dem Leben der Kleinstadt. Wie man dort Feste feiert, die Menschen tagiert, arbeitet und sich vergnügt, das schildert er mit genauester Kenntnis; und wie man am Stammtisch verkommen kann, das zeigt eine gewöhnlich scheinende und doch fast in jedem Zug außerordentlich bezeichnende, ja geradezu typische Szene in „Leonie“. Schmitthenner schenkt allerdings seinen Gestalten nichts, er übermalt nichts und schleift Ecken und Kanten nicht ab; man vergegenwärtigt sich nur die Mutter der Psyche oder auch die freilich wieder ganz anders geartete des Michel Angelo; namentlich in „Psyche“ herrscht eine fast grausame Realistik, wie überhaupt Schmitthenner schlankweg zu den Realisten gerechnet werden muß. Was ihn von der landläufigen Sorte der Realisten unterscheidet, war nur die Kleinigkeit, daß er ein Dichter, kein Beschreiber war. Und ein Dichter weiß nicht bloß auch das Naturalistische in eine Höhe zu heben, wo es eben nicht mehr naturalistisch, sondern dichterisch wirkt, er weiß auch weise Maß zu halten, und das feine ästhetische Gefühl heißt ihn an der rechten Stelle halt machen.

Daß Schmitthenner eine im tiefsten Innern leidenschaftliche Natur war, konnte man ihm zwar im Umgang kaum anmerken, denn er schien eine durchaus sonnige Natur; aber in seinen Erzählungen rauscht wie ein unterirdischer Strom diese Leidenschaftlichkeit, allerdings immer dichterisch gebändigt. Denn er hatte sich offenbar für Leben und Dichten Schillers Wort gemerkt, daß Sonnenschein des Dichters Stirne umfließen müsse, wenn es auch in seinem Busen noch so sehr stürme. Diese Leidenschaftlichkeit kommt in vielen seiner Erzählungen zum Ausdruck, am meisten in der bedeutendsten, die von geradezu tragischer Wucht ist, in dem Roman „Leonie“ (Leipzig, F. W. Grunow, 1899), von dem mich bloß das eine wundert, daß er noch keine weitere Auflage erlebt hat. Es ist ein heikles eheliches Problem, das er hier behandelt: kurz gesagt, die durch den Körperbau fast unmöglich gemachte Mutterschaft einer liebenden Frau, die zweimal schon einem toten Kinde das Leben gegeben hat und selbst kaum gerettet wurde, und daher die Frage der gegenseitigen ehelichen Enthaltfamkeit und deren psychologische Folgen. Wie nun dieses Problem hier behandelt wird, das ist nicht bloß fast in jedem Zug originell, sondern auch so zart und rein und keusch in der Darstellung, daß man geradezu sagen kann, Schmitthenner hat hier gezeigt, wie ein Problem, das sich im wesentlichen doch um die Sinnlichkeit im engern Sinne dreht, behandelt werden müsse. Dabei geht er keiner Situation aus dem Wege, und die Schilderung einer Liebesnacht ist vielleicht das schönste und reinsten, was je ein deutscher Dichter in dieser Art gedichtet hat. Man hat an dem Roman den Entschluß des Ehepaars, unmittelbar vor der Geburt des Kindes gemeinsam zu

sterben, getadelt, und ich bin auch bei erneutem Lesen nicht darüber hinweggekommen. Schmitthener selbst hat sich mir gegenüber darauf berufen, es sei in Wirklichkeit der Fall vorgekommen, daß ein in ähnlicher Lage befindliches Ehepaar freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Mein Einwand, daß das den Dichter eigentlich nichts angehe und keinesfalls für ihn maßgebend sei, quittierte er mit seinem liebenswürdigen Lächeln, mit dem er überhaupt Einwendungen entgegennahm.

Im letzten Jahre hat sich Schmitthener an der Preiskonkurrenz des „Vereins für Massenverbreitung guter Volksliteratur“, die den Kolportageroman verdrängen soll, beteiligt. Er war einer der Schriftsteller, die in engerer Wahl von dem Vorstande des Vereins zur Einreichung eines Romans aufgefordert wurden. Der Roman ist geschichtlich, spielt im Neckartal zwischen Hirschhorn und Heilbronn und heißt „Das deutsche Herz“. Eine Entscheidung ist noch nicht getroffen worden; Schmitthener selbst hat ungeduldig auf die immer wieder verzögerte Entscheidung gewartet und ist darüber gestorben. Wer ihn und seine Art kannte, mag von vornherein bezweifeln, ob er den Erfordernissen eines Volksromans, vollends in dem vom Verein gewünschten Sinne, nachkommen konnte oder auch nur wollte. Dazu gehören robustere Federn, als die seine war, und gröbere Striche, als er sie zu machen gewöhnt war. Was mir von dem Roman bekannt ist, gibt die Hoffnung, daß dieses hinterlassene Werk eine wertvolle Gabe für uns sein wird und sich würdig an das Beste anreihet, was er uns geschenkt hat. Auch sonst ist manches noch unveröffentlichte vorhanden, Vorträge, die verdienen, veröffentlicht zu werden, eine Menge Gedichte, darunter viele von ganz eigenartigem Gehalt und hoher Schönheit, die gewiß seinen Namen auch als Lyriker bekannt machen werden. Die Skizzen und Novellen, die er seit seiner letzten Sammlung, 1896, in Zeitschriften veröffentlicht hat, auch unveröffentlichte und veröffentlichte Märchen, für die er eine ganz eigenartige Farbmischung gefunden hatte, mögen einen starken Band füllen; sie zeigen Schmitthener zwar nicht von einer neuen Seite, aber fast durchaus auf der Höhe seiner bisherigen Leistungen. Es ist schmerzlich, zu denken, was uns Schmitthener noch hätte schenken können; denn er hatte noch viel zu sagen und wäre sicher über die drei Hauptstationen seines Schaffens, „Psyche“, „Michel Angelo“ und „Leonie“ zu noch höhern Zielen gelangt.

Was seiner Familie, besonders der Gattin, in ihm genommen ist, davon will ich nicht reden. Treffend hat er einmal in der Erzählung „Hilarius Hochwart“ in einem Ehepaar etwas aus seinem eignen Leben geschildert, wenn er erzählt:

„Sie waren keine Brautleute mehr, auch kein Flitterwochenehepaar, sondern Ehegatten, die schon ein geraumes Stück miteinander durchs Leben gewandert waren. Aber sie hatten sich die Blut der Leidenschaft bewahrt. Die Hochzeitsreise verteilten sie über das ganze Jahr. Auf jedes Jahr kamen ein paar

Tage. Diese Tage hoben sie mit langsamen Händen heraus aus der grauen Menge der Geschäftsgenossen, stäubten sie ab und hüllten sie in lauterer Gold. Da gehörten sie einander an vom Morgen bis zum Abend, wanderten durch den grünen Wald, ruhten aus, wo es schön war, übernachteten, wo es reinlich aussah und man sie nicht kannte. So taten sie dem langen Hunger des Herzens Genüge, bald in stiller Zärtlichkeit, bald in ernstem Gespräch, und füllten in ihr Leben einen neuen Schatz süßer Erinnerung.“

Unerwartet für ihn und alle, die ihn liebten, und wer ihn kannte, liebte ihn, ist sein Ende gekommen. Es schien kaum eine Krankheit zu sein, denn alle Organe waren gesund; nur das Herz zeigte eine beängstigende Schwäche, und am 22. Januar dieses Jahres hat es leise aufgehört zu schlagen. Er hat sich in seiner eignen reinen Flamme verzehrt, aber sein Andenken steigt leuchtend aus der Asche empor.



Der kleine Napoleon

Novelle von Marthe Renate Fischer

(Schluß)



er Tag war unbarmherzig heiß. Wellen unsichtbaren Feuers flossen durch die Luft, Wellen gegenstandslosen Feuers, das ohne Flammen brannte. Heiß, trocken, zentnerschwer war die Luft.

Aber die Dorfkinder waren im Freien und hüteten die Gänse und die kleinen Geschwister. Sie hockten im Häuserschatten und lagen unter den Bäumen und Sträuchern am Grabenrand.

Und hatten noch Unfug im Kopf, denn sie neckten ein Ochsengepann, das daher trottete. Eben war die Tante vorübergefahren und vor der Tante die Möbelfuhre, die der Student bald überholte.

Die Kinder ahmten das Surren der Wesfliege nach, den eintönigen sanften S-Laut. Sie schöpften tief Atem und stießen den S-Laut ohne Unterbrechung aus, bis sie braun im Gesicht wurden, weil ihnen die Luft verging.

Darüber wurden die Ochsen unruhig.

Der Ochsenknecht schwippte nach den Kindern mit der Peitsche, um sie zu vertreiben, und traf sein Gepann, das die Kinder weiter umkreisten immer mit dem gefährlichen Surren, der aus der Kehle trompetend heraufsteigt und sich an dem geschlossenen Zähnen bricht.

Nun nahmen die Ochsen die Schwänze hoch und gingen durch.

Brüllend mit schreckhafter Wildheit rasten sie davon und überholten die Möbelfuhre.

Brüllend in rasender Wut jagten sie hinter dem Wagen der Tante her.

Ihre gefährlich spitzen Hörner dräuten, ihre Schwänze standen steil auf und schwangen.

Und dann kam rechts ein Feldweg, um den sich die Ochsen veruneinigten, denn der eine wollte auf der geraden Straße bleiben, während der andre den Feldweg einschlagen wollte.